



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Witte, Hans: Vlamen und Flaminganten

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

er der Vorgesetzte der Oberlehrer und Direktoren wird, er hat betont, daß Entscheidungen über Urlaub, Nebenbeschäftigungen und Auswärtswohnen nur aus sachlichen Gründen heraus erfolgen dürfen, und er hat endlich noch einmal deutlich darauf hingewiesen, daß die neue Verwaltungsordnung einen Versuch darstellt. Man erkennt, daß er sich der Bedeutung seines Entgegenkommens den Städten gegenüber bewußt war und daß er auf loyale Durchführung bei ihnen hofft. Nur dann werden die Reibungen, die bis jetzt, auch in größeren Städten so oft erfolgten, aufhören, wenn die Städte, selber mit dem Erlangten zufrieden, großzügig wie ihre Rechte so auch ihre Pflichten den Schulen gegenüber wahren und wenn sie den neuen Geist, mit dem der Staat ihnen entgegenkommt, nun auch ihrerseits betätigen.



## Flamen und Flaminganten

Von Dr. Hans Witte



Die Flamenfrage ist eines der verwickeltesten Nationalitätsprobleme. In ihr ist soviel Unsicherheit und Schwanken, weil das Flamen-volk selber nicht als geschlossene Einheit zusammensteht. Nichts ist verkehrter als die Meinung, das flämische Volk hätte sich den Verwelschungsmaßnahmen der belgischen Regierung wie ein Mann widersetzt. Diese Maßnahmen hätten nun und nimmer solchen Erfolg haben können, wenn ihnen nicht große Teile der Bevölkerung lau und teilnahmslos gegenübergestanden, nicht wenige geborene Flamen sogar tätigen Vorstoß geleistet hätten.

Das Ergebnis, über das wir uns keinen Täuschungen hingeben dürfen, ist denn auch das, daß bei unserem Einmarsch in Belgien das Flamen-volk in fortschreitender Verwelschung begriffen war und daß auch jetzt noch — unter der deutschen Militärverwaltung und trotz der Abwesenheit der belgischen Regierung — starke die Verwelschung fördernde Strömungen an der Arbeit sind.

Soll das Flamentum gerettet werden, so ist es die höchste Zeit, daß etwas wirklich Durchgreifendes geschieht. Mit der Errichtung einer flämischen Universität, mit dem Erlaß von Schul- und Sprachverordnungen, zumal wenn sie nicht streng und rücksichtslos durchgeführt werden, ja selbst mit der Verwaltungstrennung ist es nicht getan, so notwendig und zweckmäßig jeder dieser Schritte war, wenn nicht gleichzeitig den immer noch vorhandenen übermächtigen Franzöfierungsströmungen entschlossen und planmäßig der Boden abgegraben wird.

Es hat seine Bedenken, daß dieses Werk jetzt im wesentlichen durch uns, die wir der großen Masse der flämischen Bevölkerung noch immer als „der Feind“ gelten, geleistet werden muß. Aber es geht nun einmal nicht anders. Denn das Flamentum selber ist schon längst viel zu wenig Herr seiner eigenen Geschichte, ist im Innern schon viel zu geschwächt und zerklüftet, um aus eigener Kraft den Weg zur völkischen Erneuerung wiederzufinden und vor allem mit Erfolg auf ihm beharren zu können.

Es ist nun einmal nicht anders, und jeder, der mit diesen Dingen zu tun hat, wird sich mit der übeln Tatsache abfinden müssen, daß die bewußt flämisch Gesinnten, die sogenannten Flaminganten, innerhalb der flämischen Bevölkerungsmasse nur eine Minderheit darstellen. In der überwältigenden Zahl der Gleichgültigen, ja sogar bis in die Kreise der eigentlichen Flaminganten ist die belgische Staatsgesinnung entschieden mächtiger als der flämische Volksgedanke. „Wie kann man flämisch sprechen?“ hört man wieder und wieder von geborenen Flamen, namentlich der städtischen Bevölkerung. „Flämisch ist doch nur ein

Patois!“ Ein Patois noch dazu, das offenkundig in Belgien dem Fortkommen und vor allem dem Aufsteigen in Beamtenchaft und Gesellschaft nicht nur hinderlich ist, sondern es geradezu unmöglich macht. Vorsorgliche Eltern lassen darum besonders in Brüssel, aber längst nicht allein dort, ihre flämischen Kinder vielfach nur französisch sprechen, um sie von vornherein von der Last des flämischen Sprachballastes frei zu halten und ihnen die Möglichkeit erfolgreichen Aufsteigens in Belgiens Staat und Gesellschaft zu eröffnen.

So ist französische Sprache und französisches Wesen in Belgien unter den Flamen das unbedingt erforderliche Mittel geworden, ohne das es ein Aufsteigen im staatlichen und gesellschaftlichen Leben einfach nicht gibt. Es erscheint den Flamen geradezu als ein unentbehrliches, ja als das allerunentbehrlichste Mittel und Werkzeug und die Grundlage allen Fortschrittes. „Was sind wir ohne unser Französisch?“ hört man sie oft sagen in der leider nur zu richtigen, manche bedrückenden Erkenntnis, wie weit sie mit der alleinigen Beherrschung ihres angestammten „Patois“ kommen. Die deutschen Bestrebungen des Eindämmens der französischen Sprache, zumal ihrer Beseitigung in den Volksschulen erscheinen unter diesen Voraussetzungen den nicht tiefer Blickenden — und das ist die große Mehrheit — als eine Beraubung des flämischen Volkes am unentbehrlichsten Mittel des Fortschritts und der Kultur.

Durchaus Bürger zweiter Klasse und ohne Kenntnis des Französischen von jeglicher, auch der geringsten Staatsanstellung ausgeschlossen, zeigten gleichwohl in diesem Kriege die Flamen eine selbstverleugnungsvolle Staatsstreue, wie sie nur bei so echten Germanen denkbar ist. Sie leiden und bluten für den Staat, der sie mit planmäßiger Absichtlichkeit unter die Füße tritt. Sie treiben die Staatsstreue bis zur Selbstvernichtung.

Dem es ist immerhin doch nur ein kleiner, jedenfalls bei weitem nicht der überwiegende Teil der Flaminganten, der das Verschulden des belgischen Staates an dem größten ihm einverlebten Volkstum klar erkannt hat und seine Stellung zu diesem Staate danach einrichtet. Er gibt sich keiner Täuschung mehr darüber hin, daß vom belgischen Staate nach seiner ganzen Vergangenheit eine aufrichtige Förderung des Flamentums nun und nimmer zu erwarten ist, sondern nur Feindschaft und Unterdrückung — im besten Falle versteckte. Dieser Teil der Flaminganten ist logisch genug, die Verkopplung der Flamen mit den Wallonen im belgischen Staate offen als ein Unglück anzuerkennen. Vom belgischen Staatsgedanken hat er sich bewußt losgesagt.

Diese tiefgehenden Unterschiede im Schoße des Flamentums sind die Ursache, daß Urteil und Stellungnahme der Flamen zu den flamenfreundlichen Maßnahmen der deutschen Verwaltung so unglaublich auseinanderklaffen. Von den Franskillons, die ihrem inneren Wesen nach nicht mehr dem Flamentum zuzuzählen sind, die uns als vollendeter Übergang des Flamentums zum französischen Wesen schon durch ihr bloßes Dasein den Verwelschungsprozeß des Flamenvolkes vor Augen führen, können wir füglich schweigen. Doch nicht nur sie, auch die große Masse der völkisch gleichgültigen, jedoch mit belgischer Staatsgesinnung erfüllten Flamen stehen den flämischen Bestrebungen keineswegs freundlicher gegenüber, seitdem sie sehen, daß sie vom „Feinde“ gefördert werden. Es wird behauptet, daß z. B. in Antwerpen seitdem mehr französisch gesprochen würde. Das würde, falls es zutreffen sollte, nur dadurch zu erklären sein, daß die Zweisprachigen oder doch ein merklicher Teil davon sich auf die Anwendung des Französischen beschränken, seitdem ihnen das Flämische durch die Parteinahme des „Landesfeindes“ einen unangenehmen Beigeschmack bekommen hat.

Auch der Teil der belgisch gesinnten Flaminganten, die man die „Passivisten“ nennt, weil sie gehorsam dem von Le Havre ausgegebenen Stichwort an der Flamenfrage während der Dauer des Krieges nicht rühren wollen, weiß das deutsche Eingreifen in die belgischen Sprach- und Nationalitätsverhältnisse scharf und unverzöhnlich zurück. Er will von dem „blutigen Eroberer“ keine Geschenke annehmen und findet die ganze Flamenfrage durch seine Parteinahme kompromittiert und geschädigt.

So bleiben nur die „Aktivisten“ übrig, d. h. die Flaminganten, die es trotz der Regierungspatole für geboten erachten, die Flamen Sache während des Krieges zu vertreten und zu fördern. Auch unter ihnen gibt es nicht wenige, die dennoch am belgischen Staate festhalten. Sie lassen sich unsere gesetzgeberischen Maßnahmen, die Verblamschung der Genter Universität u. a. m. gefallen, obgleich sie von uns kommen. Sie würden das Gleiche auch von Franzosen, Engländern oder selbst vom Teufel, wie es schon ausgesprochen wurde, annehmen, wenn eine Möglichkeit bestünde, es von ihnen zu erhalten.

Einzig und allein die extremste jungflämische Gruppe arbeitete von vornherein mit vollem Zielbewußtsein mit uns zusammen in der Ueberzeugung, daß Heil und Rettung der Flamen niemals in einem wiederhergestellten Belgien, sondern nur von einem siegreichen Deutschland kommen kann. Die Stärke dieser Gruppe besteht darin, daß sie die Stelle, von der einzig und allein dem Flamentum eine starke und aufrichtige Hilfe werden kann, richtig erkannt hat und ganz folgerichtig, ohne sich durch Verhekung und den auf dem ganzen Lande lastenden Terrorismus schrecken zu lassen, danach ihre Stellung wählt. Der belgische Staat hat in den 85 Jahren seines überwiegend friedlichen Bestehens nicht aufgehört, das Flamentum zu verfolgen und zu unterdrücken. Deutschland dagegen hat in den kurzen Jahren der kriegerischen Besetzung des Landes, umtobt vom Lärm des größten Weltbrandes und auf allen Seiten von übermächtigen Feinden bedroht, noch die Zeit gefunden, Bollwerke für das Flamentum aufzurichten, wie sie das Volk in den 85 Jahren belgischen Staatslebens vergebens erstrebt und ersehnt hatte und auch bei längerem Bestehen dieses Staates — darüber gibt es keinen Zweifel! — niemals erlangt haben würde. Welcher wirklich volksbewußte und bis auf den Grund der Dinge blickende Flamen konnte da noch zaudern und schwanken?

Für sie wurde es zur heiligen Pflicht, die durch unser Vorgehen gebotene Gelegenheit, wohl die letzte vor dem sonst unausbleiblichen Untergang, zu ergreifen. Denn, darüber können weder sie noch wir uns täuschen, ohne Mitwirkung des Flamentums oder doch wenigstens beträchtlicher flämischer Volksteile kann es selbst der stärksten, zielbewußten deutschen Kraft nicht gelingen, das vom Welschtum fast schon in lebensgefährlicher Weise überwucherte Flamentum wieder in die Höhe zu bringen. Ein Volk, das sich nicht retten lassen will, kann kein Gott retten!

Und wenigstens die Flamen, die durch ihre Anpassung an französische Sprache und Art die großen Vorteile gewonnen haben, die der belgische Staat in der Beamtenlaufbahn auf solche Anpassungsfähige beschränkt; die im gesellschaftlichen oder geschäftlichen Leben dadurch in die Höhe gekommen sind, — diese Flamen wollen überwiegend nicht, daß ihr Volk gerettet werde. Es liegt in der menschlichen Natur, daß keiner auf mühsam errungene Vorteile leichten Herzens verzichtet oder einen Zustand herbeisehnt, der ihm größeren Wettbewerb schafft. Bewußt oder unbewußt ist darin der Grund zu suchen, daß viele Flamen keine Änderung des früheren Zustandes wünschen. Andere haben sich stumpf und dumpf mit dem bestehenden Zustand abgefunden. Nach 85 Jahren belgischen Staatslebens mit seinen für das Flamentum geradezu vermißenden Wirkungen glauben sie an keinen Wandel mehr. Jeder Versuch, ihn dennoch herbeizuführen, erscheint ihnen völlig aussichtslos und, wenn er sich gar auf den „Landsfeind“ stützt, verräterisch und verabscheuenswürdig. Auch ein künstlich gebildeter Staat kann, zumal wenn er so folgerichtig verfährt, wie Belgien den Flamen gegenüber, in 85 Jahren eine Tradition schaffen, die sich als Macht erweist. Das hat man im Anfang dieses Jahres gesehen, als die Selbständigkeit Flanderns ausgerufen wurde. Ein Wutgeheul durchtobte die Straßen der flämischen Städte. Französischer Kenegatenhaß, verletztes belgisches Staatsempfinden und nicht zuletzt Haß und Wut gegen die deutschen Beschützer Flanderns reichten einander die Hand. Ehre den Tapferen, die auf Flanderns Boden Flanderns Recht zu vertreten wagten!

Eine Tatsache leuchtet doch über dem Lärm und Getöse dieser Tage, die Gewißheit, daß der Idealismus im flämischen Volke trotz allem noch nicht erstorben ist. Die Mitwirkung des Blamentums ist da! Täglich zieht sie weitere Kreise, findet neue Kräfte bereit zu dem edlen Werk der Wiederaufrichtung eines zu Boden getretenen Volkstums. Wären es noch allein die Jungblamen, so könnte das Werk leiden. Durch den Schein, als handle es sich in erster Linie um eine feindselige Gegenwirkung gegen seinen Staat, läßt sich heute noch mancher belgisch gerichtete Flamingant zurückhalten, dem die mit den Deutschen zusammenarbeitenden Volksgenossen als Landes- und Hochverräter gelten. Doch die Zahl der „Aktivisten“ steigt unaufhaltsam unter den belgisch denkenden Flaminganten und damit auch die Zahl der Blamen, die ein Zusammenarbeiten mit uns nicht scheuen. Daneben bleiben die Jungblamen rüstig am Werk, das ihrer vorwärtsdrängenden Kraft nicht entraten kann.

Aus diesem Zusammenwirken von Deutschen und Blamen muß einmal dem Germanentum Heil ersprießen. Das Gezeiter der Terroristen, die der in Le Havre ausgegebenen „lateinischen“ Parole blindlings folgen, läßt es erhoffen. Oder wird die unglückliche Wendung der Dinge nun alle diese verheißungsvollen Reime verkümmern lassen?



## Wandlungen



ie innerpolitische Neuorientierung — der Begriff kommt jetzt zu Ehren — ist personeller und sachlicher Natur. Während unaufhaltsam die Vertreter des ancien régime — im Reiche, in Preußen, im Reichsland, bald wohl auch in den Einzelstaaten — einer nach dem anderen das Feld räumen, mögen sie nun im persönlichen Kabinett, in militärischen Kommandostellen oder in der eigentlichen Verwaltung ihres Amtes gewaltet haben, sind auch gewisse Änderungen des geltenden Verfassungsrechts erforderlich geworden, um dem neuen Geist seine Wirkungsmöglichkeit zu sichern.

Wir haben vor einer Woche dargelegt, daß es sich bei dem Übergange zum neuen System um eine politische Notwendigkeit handelt, wie wir das vom gleichen Wahlrecht von Anfang an betonten.

In der Wahlrechtsfrage hat die konservative Fraktion des Abgeordnetenhauses aus ähnlichen Erwägungen um die zwölfte Stunde nachgegeben. Es ist nicht zu verlangen, daß die Konservativen heute schon mit der Parlamentarisierung sich abfinden sollen, aber schließlich wird ihnen auch hier nichts anderes übrig bleiben, wollen sie nicht in unfruchtbarer Opposition erstarren und aus dem Rahmen des Staatslebens herausfallen. Darin bestand ja der bewunderungswürdige politische Instinkt der englischen Tories, sich zu gegebener Zeit den veränderten Bedingungen des verfassungsmäßigen Klimas anzupassen, was nicht ausschloß, daß man noch bis 1830 für das Kronrecht der freien Ministerernennung eingetreten ist. Die Zeichen der Zeit erkennen, das ist die große Kunst. Diese Zeichen künden den mit elementarer Sicherheit sich durchsetzenden Aufstieg des genossenschaftlichen Elements, der sich eben dem Stande der politischen Technik entsprechend nicht anders vollziehen kann, als durch eine Machtverstärkung des Parlaments, mag dieses Handwerkszeug auch noch so unvollkommen und fehlerhaft sein. Alle Argumente gegen die zutage liegenden Schwächen unserer Volksvertretungen in Aufbau und Wirksamkeit treffen nicht den Kern der Sache, der darin liegt, daß die Völker ihren